



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Des Alexander Pope Esq. sämtliche Werke

mit Wilh. Warburtons Commentar und Anmerkungen

Enthaltend Den zweyten Theil seiner Briefe

Pope, Alexander

Strasburg, 1780

XVI. Von dem Herzoge von Buckingham; über einen Streit, der sich in Frankreich wegen des Homers erhoben hatte.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54664](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54664)

16. Brief

Der Herzog von Buckingham
an Herrn Popen.

Sie verlangen meine Meynung über eine
lektzin in Frankreich entstandene Strei-
tigkeit wegen dem Homer zu wissen. In mei-
nem Alter (wo uns leyder wenig Vergnügen
mehr übrig bleibt) ist es wohl zu entschuldigen,
wenn ich dann und wann meine Zeit damit ver-
treibe, und Antheil an einer Streitfrage nehme,
die anseho, so wohl wegen ihrem berühmten Ge-
genstand, als auch der streitenden Partheyen
wegen um desto merkwürdiger ist: und das un-
ter einer Nation, die mit der Gelehrsamkeit so
groß thut.

Der eine, M. de la Motte, ist in allen lyri-
schen Gedichten ausserordentlich, und das selbst
nach der Meynung seiner Gegnerinn. Das an-
dere ist ein Frauenzimmer (und eben darum
desto schätzbarer) die nicht allein eine große Ge-

Lehrsamkeit besitzt, sondern ein Genie, das für denjenigen Theil derselben geschaffen zu seyn scheint, der wegen seinem sanften, leutseligen, und höflichen, wie auch wegen seiner Beförderung der Tugend ihrem Geschlechte am anständigsten ist: man sollte also natürlicher Weise nicht glauben, daß sie, wie andere Gelehrte, sich in so rauhen Streitigkeiten einlassen würde, und einer so heftigen Feindseligkeit fähig wäre.

Und doch hat es sich zugetragen, daß keine Schriftsteller, nicht einmal Theologen, sich einander so sehr beleidiget und angefeindet, als diese beyden gesitteten Scribenten gethan haben. Aus gar zu eifriger Begierde, einen so grossen Dichter, als Homer ist, entweder anzufallen, oder zu vertheidigen, würde ihr Urtheil auf beyden Seiten ein wenig schief. Ich wünsche nur um des Publikums willen, daß ihr durch Ihre Streitchriften eine so angenehme Unterhaltung genießt, daß sie sich nicht am Ende mit einander vereinigen mögen, um einen dritten zu tadeln, der so vermessen ist, beyde zu kritisiren; wenn sie ja von ungefehr etwas von meiner Kritik hören sollten.

Wir wollen mit Thatsachen den Anfang machen. Die Madame Dacier denkt sehr richtig, wenn sie sagt, daß der beste von allen Dichtern, eine bessere Uebersetzung, zum wenigsten in französischer Prosa verdient, als wir bisher nicht gehabt haben: denn ihn jemals in Versen übersetzt zu sehen, daran hatte man längst verzweifelt; ich glaube in der That, daß diese Sprache unfähig dazu ist, indem sie sich zu keinem solchen Grad des Erhabenen hinaufschwingen kann, der zu einem so großen Unternehmen erfordert wird.

Dieses hat sie nicht allein so gut ausgeführt, als es die Prose immer thun kann (und die kann hier in der That eben so wenig ausrichten, als die unrechte Seite einer Tapete die rechte vorstellen kann) sondern sie hat auch manche gelehrte und brauchbare Anmerkung hinzugefügt. Durch alles dieses hat sie nicht allein ihrem eigenen Geschlecht, sondern auch denselben von dem unsrigen, die das griechische nicht verstehen, ein ganz besonderes Vergnügen verschafft, und zwar auch ihrem Gegner selbst, der

seine Unwissenheit in dieser Sprache freymüthig bekennet.

Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn sie, bey dieser Arbeit, in die unaussprechlich reizenden Schönheiten dieses Dichters so verliebt geworden ist, daß sie einen Abscheu bey dem bloßen Namen eines Mannes fühlt, der vermessen genug ist, ihn zu tadeln.

M. de la Motte, der mit Recht wegen aller Arten lyrischer Gedichten schon so sehr berühmt ist, wurde, durch Hülfe der Uebersetzung der M. Dacier, mit den Schönheiten des Epischen Gedichtes so sehr bekannt, daß er dem Vergnügen, und der Hoffnung, Ruhm zu erwerben, nicht widerstehen konnte, dasjenige in Versen zu versuchen, was vorhero wegen seiner Schwürigkeit in Prose, schon so viel Lob und Beyfall erhalten hatte. Er wußte wohl, wie sehr die Uebersetzung in Versen, sollte sie gelingen, die prosaische übertreffen mußte.

Da aber grosse Dichter gemeiniglich sich einbilden, sie hätten ein uraltes Recht, bey allen Gelegenheiten wegen ihrer Eitelkeit, Entschuldigung zu fordern, so begnügte sich M. de la

Motte nicht damit, die M. Dacier zu übertreffen, sondern er bemühte sich, den Homer selbst, und alle, die vor ihm in allen Jahrhunderten, und unter allen Nationen dasselbe unternommen, zu übertreffen, indem er nach eigenem Gutdünken, entweder ausließ, abänderte, oder etwas von dem seinigen hinzufügte.

Gegen dieses vermessene Unternehmen ist Homer zu allen Zeiten so gut vertheidiget worden, daß er meiner geringen Hülfe nicht bedarf: doch muß ich nothwendig sagen, seine Vortrefflichkeiten sind so groß, daß man um ihrentwillen mit seinen anscheinenden Fehlern etwas gelinder verfahren sollte. Hätte M. de la Motte diese, wie das übrige übersetzt, und sich damit entschuldiget, daß er selbe aus blosser Ehrfurcht beybehalten, so würde meiner Meynung nach, seine Beurtheilungskraft sich weit besser, als durch seine besten Abänderungen gezeigt haben; obchon ich auch gestehe, daß diese sehr schön geschrieben sind. Ich wundere mich, so gut, wie M. de la Motte über etliche seltsame Dinge im Homer: allein hauptsächlich, weil so viel erhabenes, bald hätte ich gesagt, so viel göttliches

darinnen ist, so bestürzt es mich, ihn irgendwo menschlichen Fehlern unterworfen zu finden.

Ist fällt es mir sehr schwer zu errathen, was M. de la Motte, der doch selbst den Homer übersetzt, wohl für Gründe mag gehabt haben, ihn zu tadeln, welches doch der allgemeinen Gewohnheit der Uebersetzer zuwider ist. Vielleicht die Neigung zum Sonderbaren? um sich über den Namen eines Uebersetzers zu erheben, der doch in diesem Fall Ehre genug verschafft. Eine solche Ruhmsucht hätte Niemand weniger vonnöthen, als der Herr de la Motte, der ein so vortreflicher Dichter in anderen Gattungen ist: und zu viel Verstand hat, um zu glauben, daß die Abänderung der Arbeit eines andern, ihm ein Recht auf den Namen eines Epischen Dichters verschaffen kann: obchon in diesem Jahrhundert Niemand mehr Fähigkeit zu haben scheint, ein guter Epischer Dichter zu werden, als eben M. de la Motte, wenn es nur die französische Sprache zuliesse. Doch, er hat seine Uebersetzung so ausgeführt, daß, mit allen seinen Fehlern der M. Dacier ihre in Ewigkeit nicht mit derselben in Vergleichung gestellt werden kann.

Ausserdem konnte ihm nicht unwissend seyn, daß Fehler auszuspähen, die leichteste und niedrigste Arbeit eines Kritikers sey; dahingegen nichts so viel Geschmack und Kunst verräth, als wenn einer durchgehends die feinsten und erhabensten Schönheiten seines Autors empfindet.

Was können wir sagen, um alles dieses zu entschuldigen? Humanum est errare: Sientemal ein Dichter, der wie ich glaube, so vollkommen ist, als es die französische Sprache erlaubt, und ein Kritiker, der so scharf ist, als ihn irgend eine Nation aufweisen kann, durch gar zu vieles Tadeln des Homers, seine eigne Uebersetzung dem Tadel unterworfen hat, die ausserdem die Untersuchung des strengsten Gegners würde ausgehalten haben.

Da er aber doch durchaus den unrechten Weg der Kritik wählen wollte, so muß ich mich wundern, wie ihm jener Vorwurf entgehen können, der sich von selbst anbietet, und dem Homer so leicht zu machen ist: nicht weil er seine Iliade mit so vielem Blutvergiessen angefüllt (denn das ist zu entschuldigen, weil ausser diesem kein Krieg beschrieben werden kann) sondern, weil er so viel

besondere Arten von Wunden und Schenlichkeiten beschreibt, die da, (wie ich befürchte) bezeugen, daß der Verfasser Vergnügen an solchen Abscheulichkeiten gefunden, und gar nicht gezweifelt, daß seine Leser auch dasselbe Vergnügen daran finden würden. Gleich dem Spaniolletta, dessen traurige Bilder desto unangenehmer fallen, weil sie allezeit so beweglich geschildert sind. Sogar Hector's letzter Abschied von seinem Sohn und der Andromache, ersetzt uns kaum das Scheußliche, das wir empfinden, wenn wir seinen Körper drey mal um die Mauern der Stadt herumschleppen sehen. M. de la Motte hat in seinen stärksten Einwürfen gegen diese scheußliche Schlacht, hinlängliche Ursache seine vor Wuth tobende Gegnerinn zu tadeln, die hier ein Beyspiel giebt, daß es unmöglich ist, gewaltthätig zu handeln, ohne sich eines Irrthums schuldig zu machen: ihre Leidenschaft für den Homer verblendet sie so stark, daß sie dessen größte Fehler nicht einsieht. Dies ist zu gleicher Zeit eine Warnung für mich, etwas unpartheyischer zu seyn, und daß so gar in einem Streit, der

eben den Dichter selbst betrifft, für welchen ich die größte Ehrfurcht habe.

Mad. Dacier hätte doch überlegen müssen, daß, was für Gründe auch M. de la Motte für ein so vermessenæs Unternehmen gehabt haben möchte, es doch nie den Ruhm verdunkeln können, den Homers Schriften immer behalten, so gar nachdem Plato selbst sich die vergebliche Mühe gegeben, ihn anzufassen, und zu verkleinern: gewiß hatte er den nemlichen Bewegungsgrund, wie der Zorn der Mad. Dacier, nemlich er fand, daß sein Genie in Prosa, (so groß es war) doch nicht den erhabenen Flug in der Dichtkunst erreichen konnte, und verbannete also alle Dichtkunst aus seiner Republik.

Auch können alle Einwürfe des M. de la Motte, gar nicht ihr Verdienst in der profaischen Uebersetzung verringern, die einzig darinnen besteht, vöellig, deutlich und sterlich seinen Autor in einer andern Sprache überzutragen: eben so wenig als die schönsten Verse eine vorreffliche Prose heruntersetzen können.

Die beste Entschuldigung, die man wegen diesem heftigen Verfahren auf beyden Seiten vor-

bringen kann, ist, daß es in einer Sache geschieht, die auch dem Leidenden Ruhm bringt.

Homerem auf solch eine übertriebene zornige Art zu vertheidigen, ist mehr ein Beweis ihrer Schwachheit, als daß er gar keinen Vorwurf verdiente. Denn ich weiß gar nicht, was ihn, eben so wenig wie den Hector entschuldigen kann, daß letzterer bey dem ersten Anblick des Achilles davon floh? gewiß brauchte es nicht eine so unrentschuldigende Furcht, um seinen schrecklichen Anblick recht auszumahlen: und mich deucht, daß die ganze folgende Erzählung, da Minerva dem Achilles seinen Pfeil wieder zustellt, ein wenig zu späth kömmt, um Hectors ganz außerordentliche Furcht, die er anfangs hatte, zu entschuldigen.
